

Markus Möhrchen

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Namibia

vom 05. Juli bis 04. Oktober 1999

Selbst helfen oder helfen lassen? Namibia 10 Jahre nach der Unabhängigkeit

Markus Mörchen

Namibia vom 5.7. bis 4.10.1999,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person

Prolog

Viele der alten Probleme sind ungelöst

Lückenfüller im Bildungssystem

Der Platz der drei Farben

Hilfe zur Selbsthilfe

Schule allein reicht nicht

„Die Reichen sind reicher, die Armen ärmer geworden“

Eine Idee mit Zukunft

Die Vergessenen wissen sich zu helfen

An der zweifelhaften Quelle

Zur Person

Markus Mörchen, geboren 1968 in Siegen, lebt in Köln. Während des Studiums (Germanistik / Wirtschaftswissenschaften) in Siegen und Houston/Texas, freie Mitarbeit bei Fernsehen, Radio und Zeitung. Danach zwei Jahre beim Kinderprogramm des ZDF in Mainz. 1997/98 bimediales Volontariat bei der Deutschen Welle in Köln und Berlin. Seit Oktober 1999 Redakteur im „Funkjournal“ der Deutschen Welle.

Prolog

„Es ist ein großer Sieg für die Swapo und für Namibia. Wir haben unseren Präsidenten wiedergewählt, und wir lassen unseren Gefühlen freien Lauf“

Premierminister Hage Geingob steht inmitten tausender, jubelnder und singender SWAPO-Anhänger, als er das sagt. Angeführt von ihrem Präsidenten Sam Nujoma und der gesamten Führungsspitze, ziehen die Sympathisanten der „South West African People´s Organisation“ Fahnen schwenkend quer durch Namibias Hauptstadt Windhuk. Die SWAPO hat allen Grund zum feiern: Soeben hat sie die zweiten Parlaments- und Präsidentschaftswahlen mit einer überzeugenden Mehrheit gewonnen: Die Partei von Sam Nujoma konnte 76 Prozent der Stimmen für sich verbuchen. Ein noch besseres Ergebnis als 5 Jahre zuvor. Damit hatte vor den Wahlen niemand gerechnet. Viele politische Beobachter hatten sogar in Frage gestellt, ob die Regierungspartei ihre Zwei-Drittel-Mehrheit überhaupt wird halten können.

Es ist der 4. Dezember 1999. Die Wahlen im demokratisch gewählten Namibia haben mich bereits zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit ins südliche Afrika geführt. Fast auf den Tag genau 5 Monate vorher hatte ich erstmals namibischen Boden betreten – damals mit freundlicher Unterstützung der Heinz-Kühn-Stiftung. „Wo gehst Du noch mal hin – nach Nigeria?“ „Oder war´s Nairobi?“ Viele konnten mit dem Ziel meiner Reise nichts anfangen, als ich zum erstenmal davon berichtete. Ich muss zugeben: Auch ich wusste nicht sehr viel. Dank einer längeren Reise nach Südafrika 7 Jahre zuvor konnte ich dessen nordwestlichen Nachbarn zumindest geographisch einordnen. Das ich inzwischen viel mehr über dieses faszinierende Land zu berichten weiß – dafür vielen Dank an die Heinz-Kühn-Stiftung und insbesondere Erdmuthe Op de Hipt.

Viele der alten Probleme sind ungelöst

Der 7. November 1989. Zwei Tage, bevor in Berlin die Mauer fiel und damit die größten politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in Europa nach dem zweiten Weltkrieg besiegelte, geschah auch im südlichen Afrika Historisches. Die Menschen im damaligen South West Africa durften – egal welche Hautfarbe sie hatten – zum erstenmal gemeinsam wählen. Die Abstimmung zu einer Verfassung gebenden Versammlung beendete eine mehr als 100 Jahre andauernde Zeit der Fremdherrschaft, der Apartheid und der Unterdrückung. Jahrzehntlang hatte die Befreiungsorganisation SWAPO gegen die südafrikanischen Besatzer gekämpft, nun übernahm sie als strahlender Wahlsieger die Macht in dem afrikanischen Land. Ihr Anführer Sam Nujoma wurde erster Präsident der Republik Namibia. Am 21. März 1990 feierte Namibia seine Unabhängigkeit. Das Land wurde als Hoffnungsträger gefeiert, als demokratisches Vorzeigemodell für den afrikanischen Kontinent. Doch der Euphorie des Aufbruchs folgten Ernüchterung und Enttäuschung.

Denn die schwierige Aufgabe der Nach-Unabhängigkeits-Regierung bestand darin, eine von Kolonialzeit und Apartheid geprägte und geteilte Gesellschaft in eine moderne und funktionierende Demokratie umzuwandeln. Die Versöhnungspolitik gilt bis heute als vorbildlich, und die politische Situation im ehemaligen Deutsch-Südwest ist bemerkenswert stabil: Die SWAPO, seit 1990 durchgehend an der Macht, tritt auf Grundlage der Verfassung auch heute noch für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Pluralismus und eine marktwirtschaftlich orientierte Gesellschaftsordnung ein.

Doch auch wenn die SWAPO einige Erfolge, vor allem auf dem sozialen Sektor, vorweisen kann, hat die Partei viel von ihrem Glanz verloren. Die ehemalige Befreiungsorganisation, bereits seit 1994 mit einer Zweidrittel-Mehrheit im Parlament ausgestattet, ist träge, selbstgefällig und arrogant geworden, so der Eindruck selbst vieler ihrer Anhänger. Die regierende Elite zeigt immer deutlichere Anzeichen zunehmender Machtkonzentration und ungeschminkter Bereicherung. Trotzdem wird die SWAPO fast vorbehaltlos unterstützt: Der Bevölkerungsmehrheit im nördlichen Landesteil Ovamboland, aus der sie historisch gewachsen ist, verdankt sie nahezu automatisch ihre Vormachtstellung. Die Partei zehrt noch immer von dem Mythos, das Land befreit zu haben.

Doch die traditionell große Dominanz der Partei im Parlament, die auch bei den letzten Wahlen wieder bestätigt wurde, wirkt sich nachteilig auf die Entwicklung der demokratischen Struktur aus. „Ich denke“, sagt Theunis Keulder, Direktor des Namibischen Instituts für Demokratie, „dass unsere Demokratie hier sehr gut ist, und dass wir politische Probleme nicht haben. Doch ein Problem macht uns zu schaffen: Das unsere Opposition so schwach ist“.

Nicht erst seit der vorletzten Wahl vor fünf Jahren sprechen Oppositionspolitiker und andere Beobachter von einer zunehmenden Entwicklung zum faktischen Ein-Parteien-Staat. Der Einfluss der SWAPO ist allgegenwärtig; wichtige Posten im Land sind ohne Parteizugehörigkeit kaum noch zu bekommen. Auch Grundrechte wie die Pressefreiheit wurden beschnitten. Und das Präsident Sam Nujoma nun für fünf weitere Jahre im Amt bleiben darf, verdankt er nur einer eigens zu diesem Zweck durchgeführten Verfassungsänderung. Oppositionspolitiker Katuutire Kaura, Vorsitzender der drittgrößten Partei DTA (Democratic Turnhalle Alliance) fürchtet um sein Land. „Was man in Afrika immer wieder beobachten kann: Wenn eine Partei eine zu große Mehrheit hat, geht das Land unter. Das Land wird wirtschaftlich zerstört. Und wir werden den selben Weg gehen, wie viele andere afrikanische Länder. Das ist die Gefahr“.

Tatsächlich ist die von der Regierung versprochene Überwindung der ererbten, sozio-ökonomischen Gegensätze weitgehend ausgeblieben. „Viele Dinge sind nicht richtig in diesem Land“, erzählt mir eine alte Frau in Katutura, dem Schwarzenviertel am Rande der Hauptstadt Windhuk. „Die Apartheid hat nur gewechselt – in eine andere Richtung. Und dann die Wirtschaft: Wir können vom dem Geld, das wir bekommen, nicht leben. Und wir haben keine Arbeit“.

Die Unzufriedenheit über die ausbleibende Transformation der Gesellschaft wächst. Materielle Verbesserungen hat es für die Bevölkerungsmehrheit in den 10 Jahren nach der Unabhängigkeit nicht gegeben. Im Gegenteil: Während die Lebenshaltungskosten stiegen, blieb das Einkommen weitgehend gleich. Und so nimmt die Armut zu. Nach einem UNICEF-Bericht muss fast die Hälfte der Bevölkerung als arm oder sehr arm eingestuft werden. Die Arbeitslosenrate liegt bei etwa 40 Prozent. Rechnet man die geringfügig Beschäftigten mit ein, sind fast zwei Drittel der Bevölkerung entweder arbeitslos oder unterbeschäftigt.

Die ökonomische Misere, mit der Namibia nach wie vor konfrontiert wird, ist unverkennbar. Doch sie geht nicht auf das Konto der neuen Regierung und deren Politik, sagt Henning Melber, Direktor des Wirtschaftsforschungsinstituts NEPRU (Namibia Economic Policy Research Unit): „Sondern sie ist Folge weltmarktabhängiger Faktoren und vor allem der immer noch bestehenden kolonialen Strukturen“. Besonders deutlich wird das an der katastrophalen Bildungssituation im Land, einem der größten ungelösten Probleme Namibias. Vor der Unabhängigkeit wurden jahrzehntelang die kommunalen Gebiete und schwarzen Townships bei der Volksbildung vernachlässigt. Das verursachte einen eklatanten Lehrermangel, als die neue Regierung ein einheitliches Schulsystem mit Schulpflicht für alle Kinder vom 7. bis zum 16. Lebensjahr einführte. Die Folge: Fast die Hälfte der Lehrer hat heute selbst keinen Schulabschluss, geschweige denn eine pädagogische Ausbildung. Vor allem die im Norden des Landes eingesetzten Lehrkräfte vermitteln in der Mehrzahl ihr eigenes, bis zum zehnten Schuljahr erworbenes Wissen, ohne über pädagogische Grundlagen zu verfügen.

Nach der Unabhängigkeit leitete die Regierung eine Vereinheitlichung des Bildungswesens ein: Lehrpläne und –inhalte wurden reformiert, die Administration neu geordnet, die schulische Infrastruktur erweitert und mit einer Verbesserung und Ausweitung der Lehrerausbildung begonnen. Doch bis heute führt das rassistisch zweigeteilte Bildungswesen der kolonialen Zeit zu erheblichen Unterschieden im Bildungsniveau der schwarzen und weißen Bevölkerung.

Weniger als die Hälfte der schwarzen Kinder beendet die siebte Klasse der Grundschule. Nur ein Drittel geht in die achte Klasse der weiterführenden Schulen. Und während 90 Prozent der Weißen einen Schulabschluss nach der neunten Klasse vorweisen können, sind es unter den Schwarzen weniger als 20 Prozent. Obwohl die Privatschulen, die früher der weißen Bevölkerungsgruppe vorbehalten waren, nach der Unabhängigkeit auch anderen Ethnien geöffnet wurden, findet man dort bis heute nur wenige nicht-weiße Kinder. Deren Eltern können sich die teure Ausbildung oft nicht leisten. Und noch immer können, vor allem in den dünn besiedelten Farmgebieten von Zentral- und Südnamibia, trotz der 1990 eingeführten Schulpflicht nicht alle schwarzen Kinder schulisch betreut werden.

Immerhin liegt der Einschulungsgrad mittlerweile zwischen 80 und 90 Prozent. Und auch die Analphabetenrate, so zumindest die offiziellen Angaben der Regierung, ist in den letzten Jahren drastisch zurückgegangen. Waren vor der Unabhängigkeit noch fast zwei Drittel der Namibier Analphabeten, so sollen es heute nur noch etwa 20 Prozent sein.

Lückenfüller im Bildungssystem

Es ist kurz nach halb sieben, als der Lastwagen um die Ecke biegt. Auf seiner Ladefläche sehe ich im Halbdunkel mehrere Gestalten. Es sind Kinder, schätzungsweise zwischen 7 und 12 Jahre alt. Der Lastwagen fährt quer über den großen Platz und hält vor einem der Gebäude. Seine Fahrgäste springen von der Ladefläche. Als sich der LKW kurz darauf wieder in Bewegung setzt, winken sie ihm nach.

Ich stehe auf dem Gelände der Grundschule Aris. Soeben war ich Zeuge bei der Ankunft des einzigen „Schulbusses“ der Schule

Die Aris-Schule liegt in den Khomas-Bergen, etwa 50 Kilometer entfernt von Namibias Hauptstadt Windhuk. Knapp 170 Kinder werden hier zur Zeit unterrichtet. Die meisten von ihnen müssen aber nicht mit dem „Schulbus“ gebracht werden, sondern sie leben hier – ähnlich wie in einem Internat. Die Schule besteht aus mehreren länglichen Gebäuden, die am Rand eines großen, staubigen Schulhofs aufgereiht sind. Mein Blick fällt ein großes buntes Gemälde an der Stirnseite eines der Schulhäuser. „Das haben die Kinder gemalt“, erklärt mir eine

Lehrerin stolz. Direkt davor stehen mehrere Klettergerüste aus Holz. Auch darauf ist man stolz in Aris. Die Häuser des Schülerheims – Schlafräume, Toiletten, Wäscherei, Küche, Esssaal – gruppieren sich um einen kleineren Platz am Rande des Geländes. In dem Innenhof ist ein kleiner Steingarten angelegt; durch weiße Steine begrenzte Wege verbinden die Gebäude. Mehr als 100 Kinder sind hier untergebracht. Jungen und Mädchen schlafen in getrennten, engen Schlafsälen – 10 bis 20 Kinder in einem Raum. Jedes von ihnen hat einen kleinen Spind für die Kleidung und ein paar andere persönliche Dinge.

Einer der Schüler in Aris ist David. Er ist 11 und geht in die fünfte Klasse. David kommt von einer Farm, die fast 100 Kilometer von der Schule entfernt ist. Seine Eltern arbeiten dort als Farmarbeiter. „Wenn ich bei meinen Eltern bin“, erzählt er mir, „muss ich Kühe melken, Ziegen hüten und ihnen auf dem Feld helfen. Aber meine Eltern haben mir gesagt, dass ich in der Schule gut aufpassen und lernen soll – damit ich eines Tages mal einen besseren Beruf habe“.

Auch die meisten anderen Kinder, die in Aris leben und zur Schule gehen, kommen von Farmen in der Umgebung. Dass sie überhaupt hier zur Schule gehen können, verdanken sie einer privaten Initiative. Zwar sind die Lehrer und der Schulleiter Staatsbedienstete, doch die Schule steht auf privatem Grund und Boden, und der Farmer, dem dieses Land gehört, hat sie errichtet.

Das war 1982. Damals kam der inzwischen verstorbene Farmer Dieter Voigts zusammen mit seiner Nachbarin Barbara Rattay auf die Idee, eine Schule zu bauen. „Hier in der Umgebung waren sehr viele Farmarbeiterkinder“ erinnert sich Barbara Rattay, „die nicht in die Schule gehen konnten. Weil es damals selbst in der Stadt kaum Schülerheime für schwarze Kinder gab. Und die Eltern waren so arm, dass sie die auch gar nicht hätten bezahlen können. Und deswegen sind wir auf die Idee gekommen, hier in Aris eine Farmschule zu gründen“.

Ursprünglich kommt Barbara Rattay aus Mecklenburg-Vorpommern. Vor 40 Jahren ging sie nach Namibia. Sie landete in Aris. Einem Ort, der damals wie heute aus einem Gasthaus und einer Farm besteht. Mit ihrem Mann betrieb sie zunächst das Gasthaus, später bauten die beiden in der Nähe eine Lackfabrik auf. Nicht weit entfernt stellte der befreundete Farmer Voigts dann ein Stück Land zur Verfügung, auf dem die Farmschule entstand.

Das meiste Geld für den Bau kam aus dem Ausland, vor allem aus Deutschland. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit stellte einen Großteil des erforderlichen Betrages zur Verfügung. Der Rest kam von gemeinnützigen Institutionen und Privat Spendern. Von dem Geld entstand zunächst ein Klassenraum für die anfangs 15 Kinder. Sechs weitere Klassen kamen bis heute dazu, außerdem mehrere „Hostels“ mit über hundert Betten, ein Küchengebäude mit großem Speisesaal, eine Turnhalle, Wohnhäuser für die Lehrer, das Personal und den Schulleiter. Bis heute ist Barbara Rattay dafür verantwortlich, dass der Schulbetrieb und vor allem der des Schülerheims reibungslos funktioniert. Sie kümmert

sich um die Buchhaltung, um Reparaturen, die Bezahlung der Angestellten und die Ernährung der Kinder. Einen Teil des Essens bekommt sie von der Welthungerhilfe. Den Rest muss sie möglichst billig beschaffen. Es fällt ihr schwer, die Frage nach der Motivation für ihre ehrenamtliche Tätigkeit zu beantworten. „Der Grundgedanke wird wohl sein“, sagt sie nach einigem Zögern, „dass man hier die Möglichkeit hat, den Kinder, die hier in die Schule gehen, für die Zukunft eine bessere Chance zu geben. Es sind zwar nur wenige – aber immerhin“.

Mittlerweile sind an vielen Stellen in Namibia Farmschulen, wie die in Aris, entstanden. Schulen auf privatem Grund und unter privater Obhut, an denen unter staatlicher Aufsicht unterrichtet wird. Sie sind zu einer wichtigen Stütze im Bildungssystem des Landes geworden. Vor allem füllen sie eine Lücke für die unteren Einkommensschichten: Für die, die ihre Kinder nicht in weit entfernte Heime schicken können, weil sie dafür kein Geld haben.

Die meisten Farmschulen sind stark subventionierte Institutionen: Der Staat übernimmt die Lehrergehälter, einen Betrag für die Instandhaltung der Gebäude (pro Jahr 3000 N\$ pro Gebäude) und ein Pro-Kopf-Tagegeld für die Kinder, die in den angeschlossenen Heimen leben. Der liegt bei 4 Namibia-Dollar pro Tag – umgerechnet 1,50 Mark. Er liefert ferner die Lehrmittel und die Schulausstattung. Den Rest – Strom, Wasser, Gehälter für Heimpersonal etc. – muss die Schule selbst tragen.

Während viele andere Farmschulen in Namibia auch für den laufenden Betrieb mit Spenden aus Deutschland versorgt werden, muss Barbara Rattay mit dem auskommen, was der Staat ihr als Zuschuss bezahlt. Damit müssen dann auch alle anderen Kosten beglichen werden: Verpflegung, Heimpersonal oder die Instandhaltung der Gebäude. „Wenn wir ganz hart rechnen, kommen wir so eben damit hin“. Eigentlich sollen auch die Eltern der Kinder einen monatlichen Betrag für das Heim und einen Schulfonds bezahlen – doch nur wenige können sich das wirklich leisten.

„Noch nie“, erzählt mir Dieter Esslinger vom Ministerium für Grundschulziehung und Kultur, „haben wie einen Antrag zur Gründung einer Farmschule abgelehnt“. Die Regierung unterstützt diese Institutionen, um im ländlichen Bereich überhaupt Bildungsmöglichkeiten zu schaffen. Denn Geld, um dort eigene Schulen zu bauen, hat sie nicht. Durch die Weiträumigkeit des Landes sind es bis zur nächsten Schule oft Hunderte von Kilometern. Und so würden viele Kinder einfach zu Hause bleiben, würde es die Schulen auf dem Farmland nicht geben. „Wir erreichen eine ganze Menge von Schülern, die wir sonst nicht erreichen würden“, sagt Dieter Esslinger. „Eltern würden ihre Kinder nicht in die Schule schicken. Wir können die Schulpflicht nicht erzwingen. Die Kinder, die in der Nähe einer Farmschule aufwachsen, haben den großen Vorteil, dass sie wenigstens dahin gehen können, dass sie nicht in die Städte müssen. Insofern sind Farmschulen schon ein wichtiger Faktor in Namibia“.

Die Frage, wie viele Farmschulen es mittlerweile in Namibia gibt, kann mir auch im Bildungsministerium niemand beantworten. Denn in den Statistiken wird kein Unterschied gemacht zwischen staatlichen und den halbprivaten Institutionen. Den Grund dafür erklärt mir ein Mitarbeiter des Bildungsministeriums: Bis auf die Tatsache, dass Farmschulen auf privatem Grund stehen, gibt es kaum Unterschiede zwischen ihnen und staatlichen Schulen in Kommunalgebieten. Denn auch Farmschulen arbeiten voll nach staatlichen Grundsätzen, die Lehrer sind in den meisten Fällen Beamte, und sie unterstehen der Weisungsbefugnis des Schulministeriums.

Was Farmschulen von Schulen in den Städten unterscheidet, ist die Tatsache, dass fast alle Kinder hier schwarz sind. Das liegt nicht daran, dass weiße Kinder dort nicht willkommen wären – im Gegenteil. Vielmehr können es sich deren Eltern leisten, ihre Kinder auf die Privatschulen in den größeren Städten zu schicken. „Die Schüler auf den Farmen könnte man in vielen Fällen auch als marginalisiert betrachten“, erklärt Dieter Esslinger. „Denn in der Tat sind sie an den Rand gedrängt worden. Die Eltern sind Arbeiter auf einer Farm, besitzen natürlich sehr wenig, und sind davon abhängig, dass der Farmer ihnen Kost und Logis und eine einigermaßen angemessene Entlohnung bietet“.

Die meisten der Eltern sind Analphabeten: „Ich weiß von vielen“, erzählt mir Barbara Rattay, „die nicht mal ihren Namen schreiben können“. Und so haben sie auch wenig Interesse an der Ausbildung ihrer Kinder: „Am Anfang, da war das sehr schwierig. Weil die Eltern selbst nicht in der Schule waren, haben sie nicht eingesehen, warum ihre Kinder dorthin müssen. Doch inzwischen hat sich das geändert“.

Trotzdem sind die Kinder in Aris meist auf sich selbst angewiesen. Viele werden zu Trimesterbeginn von den Eltern zur Schule gebracht, und erst dann wieder abgeholt, wenn das Schuljahr vorbei ist. „Am Anfang habe ich gedacht“, erzählt Barbara Rattay, „die bringen eine Schubkarre voller Kinder hier hin, laden die ab und verschwinden ganz schnell. Manchmal war es wirklich so, dass wir lange suchen mussten, bis wir die Eltern überhaupt wiederfanden“.

Einmal im Monat haben die Kinder die Möglichkeit übers Wochenende nach Hause zu fahren. Doch viele bleiben in der Schule. „Wahrscheinlich deshalb“, mutmaßt eine der Lehrerinnen in Aris, „weil die Kinder keine Familie haben oder sich die Familie nicht um die Kinder kümmert“.

Barbara Rattay weiß, dass ihre Schule für viele der Kinder die einzige Chance ist. Doch sie kennt auch die Gefahren ihrer privaten Entwicklungshilfe. „Wir haben versucht, eine Umgebung zu schaffen, wo die Kinder eigentlich ganz zufrieden sein können. Aber man muss dabei immer überlegen: Das ist in einem weißen Kopf ausgebrütet. Das muss für die Schwarzen nicht immer das richtige sein“.

Der Platz der drei Farben

„Sehen Sie auf den Boden: Die Farbe des Sandes wechselt zwischen rot, schwarz und weiß.“ Reiner Stommel macht eine weite Handbewegung über den Platz, über den wir gerade fahren. Mit einem alten Pick-Up sind wir auf seinem riesigen Farmgelände unterwegs. Dessen Namen versucht mir Reiner Stommel zu erklären: „Otjikondo“ bedeutet in der Hererosprache so viel wie „Platz der drei verschiedenen Farben“.

Otijkondo liegt im Nordwesten Namibias, an der Straße zwischen Outjo und Kamanjab unterhalb der Etosha-Pfanne. Ich bin erstaunt, als ich den Ort auf der Landkarte finde. Das liegt wohl daran, dass die kleine ländliche Niederlassung an einer strategisch wichtigen Straßenkreuzung liegt. Früher bestand Otjikondo gerade mal aus einer Polizeistation und einem Postamt. Reiner Stommel hatte schon als junger Mann die Absicht, das Farmgelände zu kaufen: „Ich hatte immer den Traum, hier eine Schule zu bauen – weil das ein so zentraler Punkt war. Und das haben wir dann ja auch durchgeführt“. Mit Landschulen hatte Reiner Stommel schon damals viel Erfahrung: Mit 25 kam er als Pater aus Deutschland nach Namibia, um in der römisch-katholischen Missionsstation St. Michael zu arbeiten. Die Mission liegt ganz in der Nähe seines heutigen Farmgeländes. Die zu St. Michael gehörende Schule – bereits 1948 gegründet – bietet heute Platz für vierhundert Schüler. 10 Jahre kümmerte sich Reiner Stommel um die Mission, bevor er vor mehr als 30 Jahren aus dem Orden austrat.

1989 kaufte er zusammen mit seiner Frau Gillian die Farm Otjikondo. Die alten Gebäude wurden renoviert, neue gebaut: Klassenräume, Jungen- und Mädchenheim, Wohnungen für das Personal, Speisesaal und Küche. 1992 begann der Schul- und Heimbetrieb mit 100 Kindern. Als 1993 das Erziehungsministerium die Anzahl der Klassen in „Primary Schools“ von fünf auf sieben erhöhte, mussten weitere Klassenzimmer angebaut werden. 1997 ließ Reiner Stommel am Rande des Schuldorfs eine mächtige Kirche bauen.

Aufgebaut ist Otjikondo nach dem Muster englischer Internatsschulen. 160 Kinder im Alter zwischen 6 und 14 Jahren besuchen heute die Grundschule. Sie kommen aus verschiedenen ethnischen Gruppen. Ähnlich wie in Aris wohnen und arbeiten ihre Familien auf den umliegenden Farmen.

„Farmschulen sind absolut wichtig für Namibia“, erklärt mir Reiner Stommel. „Denn es kann ja nicht alles verstädtern. Die Landflucht wird ja sonst immer größer und die Arbeitslosigkeit ist ja sowieso schon groß genug. Unser Ziel ist, die Kinder so zu erziehen, dass sie auch auf dem Land bleiben wollen. Deshalb auch die handwerkliche Ausbildung“. Mit handwerklicher Ausbildung meint der Farmer das umfangreiche Nachmittagsprogramm, das den Kindern in Otjikondo angeboten wird. Neben Sport-, Spiel- oder Theatergruppen werden die Kinder in der Farmarbeit, in Küchen- und Haushaltstätigkeiten unterrichtet. In einer

Schreiner- und einer Eisenwerkstatt bekommen die älteren Kinder lebenspraktischen Unterricht. „Auf der Farm herrscht noch ein ganz normales Klima“, erklärt mir Reiner Stommel. „Hier werden sie auf der Farm unterrichtet, und das Farmleben geht ja weiter“.

Idealismus und der Glaube an eine Verbesserung der Lebenssituation der Kinder, sagt Reiner Stommel heute, habe ihn damals zum Bau der Schule getrieben. Tatsächlich ändert sich für die Kinder die Lebenssituation erheblich – zumindest für die Zeit, in der sie hier zur Schule gehen. Denn mit dem Tag ihrer Einschulung kommen sie in eine völlig neue Umwelt, die ab dem sechsten Lebensjahr entscheidend auf sie einwirkt: Für die meisten ist es ungewohnt, im Bett zu schlafen. Für uns alltägliche Dinge, wie Toilette, Besteck oder Stifte, sind für sie vollkommen neu. Dazu kommt, dass die Farmschule Otjikondo für namibische Verhältnisse, was Sauberkeit und Hygiene angeht, mehr mit einer deutschen Institution vergleichbar ist als mit ähnlichen Schulen in Namibia. Die Kinder lernen einen Standard kennen, der wenig mit ihrer bisherigen Lebensweise zu tun hat. Obwohl die alten Traditionen nach wie vor stark bei den Kindern verwurzelt sind und auch zum Teil vom Personal an der Schule gefördert werden, findet bei ihnen eine starke Bewusstseinsänderung statt, die eine Rückkehr in die gewohnte Lebenswelt oft schwierig macht. Generell tragen Farmschulen dazu bei, befürchtet Dieter Esslinger vom Ministerium für Grundschulziehung und Kultur, dass die Erfahrungswelt der Kinder und ihrer Familien immer weiter auseinanderdriftet: „Wenn die Eltern selber nicht lesen und schreiben können, wenn sie keine Schulbildung hatten, bewirkt Schulerziehung eine Entfremdung der Kinder von den Eltern. Und noch ein anderes Problem bringen die Schulen auf dem Land mit sich“, fährt Dieter Esslinger fort. „Schüler, die eine Farmschule absolviert haben, finden es oft schwer, den Anschluss in städtischen Schulen zu finden, und das ist ein sehr komplexes Problem. Einmal haben diese Schüler eine kulturelle und soziale Barriere zu überwinden. Sie sind in einem eigentlich geschützten Milieu aufgewachsen und ziehen jetzt in die Stadt. Und dort haben sie es dann schon schwer. So entsteht sehr schnell ein Gefälle zwischen der städtischen Bevölkerung Namibias einerseits, und der ländlichen andererseits“.

Der Unterhalt der Schulen ist das größte Problem, erklärt mir Reiner Stommel. Trotz des Geldes, das er vom „Ministry of Education“ bekommt, ist er auf andere Finanzierungsquellen angewiesen. Zwei Stiftungen beteiligen sich an den Kosten, die Eltern zahlen – sofern sie das können – ein geringes Schulgeld. Außerdem bekommt die Familie durch ihre gute Öffentlichkeitsarbeit sehr viele Privatspenden. „Ohne Spenden aus Deutschland und England wäre die Farmschule wohl nicht zu halten“.

Was die finanzielle Lage in Otjikondo und in anderen Farmschulen noch erschwert, sind Sparmaßnahmen im Bildungswesen Namibias. So stieg die Anzahl der Schüler, die in eine Klasse gehen, kontinuierlich an. Lag das Leh-

rer-Schüler-Verhältnis früher bei 1:25, so wurde es mittlerweile auf 1:38 erhöht. Zwar stiegen die staatlichen Aufwendungen für Bildung auf mehr als eine Milliarde Namibia Dollar im Jahr. Doch die Ausgaben im Bildungs- und Gesundheitsbereich nahmen in den letzten Jahren proportional weniger zu als der Gesamthaushalt. Für die Regierung wird es immer schwerer, bei der Verteilung der Geldmittel die Prioritäten bei den sozialen Bereichen zu belassen. Das liegt vor allem an der Überbürokratisierung der namibischen Gesellschaft, die sich immer mehr negativ auf den Staatshaushalt auswirkt. Mehr als 5% der Gesamtbevölkerung ist mittlerweile im öffentlichen Dienst beschäftigt. Aufgrund einer in der Verfassung verankerten „Kontinuitätsklausel“, die die SWAPO-Regierung zur Übernahme des gesamten bestehenden Beamtenapparates verpflichtete, wurden nach der Unabhängigkeit etwa 60.000 Angehörige des öffentlichen Dienstes weiterbeschäftigt. Durch zusätzliche Neueinstellungen stieg die Zahl der Staatsbediensteten später auf über 70.000. Fast die Hälfte des Staatshaushaltes entfällt inzwischen auf Löhne und Gehälter im öffentlichen Dienst.

Doch auch wenn das Bildungssystem mit etwa einem Drittel der Gesamtausgaben noch immer gut bedient ist, wird vor allem von ausländischen Institutionen immer wieder Kritik an der Verteilung der Gelder geübt. Denn der größte Teil der Ausgaben des Bildungsministeriums geht in die Lehrergehälter und Schulmaterialien; alle weitergehenden Maßnahmen werden vernachlässigt: „Die hohen staatlichen Ausgaben für den Bildungsbereich bringen wenig“, konstatiert das Münchner ifo Institut für Wirtschaftsforschung in einer Studie, „wenn 41 Prozent der Lehrer keinen Schulabschluss haben, 28 Prozent von ihnen ohne jegliche Qualifikation sind und wenn Englisch als Unterrichts- und Prüfungssprache nur von einer Minderheit von Schülern wirklich verstanden und angewandt werden kann“.

Und noch ein anderes Problem belastet das Bildungssystem seit der Unabhängigkeit. 1990 erhob die neue Verfassung Englisch zur alleinigen Amts- und zur vorrangigen Unterrichtssprache. Alle anderen Sprachen Namibias sind seither gleichrangige Nationalsprachen. Für die meisten Namibier bedeutete das eine große Umstellung: 1990 war für nur knapp 1% der namibischen Bevölkerung Englisch die Muttersprache. Auch die Zahl derer, die Englisch als zweite oder dritte Sprache beherrschten, war minimal. Bis heute hat sich die Zahl der Englischsprechenden zwar immer weiter erhöht – dennoch ist Afrikaans als ehemalige offizielle Landessprache unter der südafrikanischen Besatzung nach wie vor wesentlich weiter verbreitet als Englisch.

Die wesentliche Bedeutung bei der Verbreitung der neuen Nationalsprache kommt den Schulen zu: Ab der vierten Klasse soll in Englisch unterrichtet werden – es sei denn eine andere Sprache ermöglicht eine effektivere Schulausbildung. In den ersten drei Unterrichtsjahren haben die Kinder ein Anrecht

auf ihre Muttersprache als Unterrichtsmedium. Doch gerade in Farmschulen ist es wegen der vielen ethnischen Gruppen, die in eine Klasse gehen, oft schwierig, für alle Kinder muttersprachlichen Unterricht anzubieten. In Otjikondo werden die Kinder deshalb bereits ab der ersten Klasse in Englisch unterrichtet. Einer der Schüler erzählt mir, dass es gerade deshalb anfangs sehr schwer für ihn war. „Denn zu Hause“, sagt er, „habe ich doch eine ganz andere Sprache gesprochen“.

Hilfe zur Selbsthilfe

„Man muss etwas, und sei es noch so wenig, für diejenigen tun, die unsere Hilfe brauchen, aber nicht um Lohn dafür zu empfangen, sondern aus Freude, es tun zu dürfen“.

Das kluge Zitat Albert Schweitzers fällt mir sofort ins Auge, als mir Barbara Mais-Rische die Broschüre ihrer Stiftung überreicht. Darin beschreibt sie die Arbeit, die seit fast 10 Jahren ihren Lebensmittelpunkt ausmacht: 1989 gründete sie, mit ihrem inzwischen verstorbenen Mann und anderen Farmern, die Stiftung „Ombili“ (übersetzt: Frieden). Die Stiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht, einer der bedrohten Bevölkerungsgruppen Afrikas Beistand zu leisten: Den Buschleuten.

Die San, die Ureinwohner Namibias, zählen zu den ältesten noch existierenden Ethnien. Der Untergang der Nomaden begann 1950, als große Teile ihrer Jagdgebiete zu Naturschutzparks erklärt wurden. 1970 wurde den San durch die Regierung ein Reservat in der Kalahari, im Nordosten des Landes, zugewiesen. Trockenheit und damit verbundener Rückgang der Wildbestände verschlimmerten die Lage noch weiter. „Es ist leider so“, sagt Barbara Mais-Rische, „dass trotz der Größe und Weite Namibias, der Lebensraum der Buschleute nicht mehr vorhanden ist“. Heute leben noch etwa 30.000 San in Namibia, doch nur etwa 2000 gemäß ihrer ursprünglichen Lebensweise als Jäger und Sammler. „Eines der größten Probleme der Buschleute ist auch heute noch, dass sie von den anderen Bevölkerungsgruppen Namibias nicht als vollwertige Menschen angesehen, sondern nach wie vor in die Ecke gedrängt werden“.

Glaubt man einer UNO-Studie aus dem Jahr 1996, stehen die San an letzter Stelle der Entwicklungsstufe in Namibia. Für Barbara Mais-Rische und die anderen Beteiligten ist klar: Die San müssen sesshaft werden, sich an einen geregelten Tagesablauf gewöhnen, müssen lernen, wie man Landwirtschaft betreibt. „Die brachliegenden Talente dieser Menschen muss man wecken und fördern, damit sie unabhängig von der Natur ihr Brot verdienen können“.

An der „Pad 3004“, 80 Kilometer westlich von Tsumeb, liegt das Gelände der Ombili-Stiftung. Das 30 Hektar große Anwesen wurde 1995 von Farm-

besitzer Klaus-Jürgen Mais-Rische an die Stiftung übertragen. 300 San leben heute hier in mehreren Dorfgemeinschaften. Selbstgebaute Grashütten wurden zu ihrem neuen Zuhause. Momentan baut die Ombili-Stiftung mit deutschen Spenden mehrere große Steinhäuser mit Grasdächern, da die alten Behausungen für die größeren Familien zu klein geworden sind. Ansonsten versuchen die San, ihre alten Traditionen so gut es geht zu erhalten. Nach wie vor haben sie ihre Feuerstellen vor dem Eingang ihrer Hütten. In der freien Natur sammeln sie Produkte für Handarbeiten und – so weit vorhanden – Nahrung, wie Beeren, Termitenpilze, wilden Spinat, Knollen und Wurzeln. Jagen dürfen sie nicht mehr, da das Gelände der Ombili-Stiftung umgeben ist von privatem Farmland.

Auch sonst hat das Leben der San nur noch wenig mit ihrer traditionellen Lebensweise gemein. Barbara Mais-Rische und die anderen am Projekt beteiligten Helfer versuchen, feste Arbeitszeiten einzuführen, um die Buschleute an einen anderen Lebensrhythmus zu gewöhnen. „Sie wollen ja wie die Weißen sein“, erzählt mir eine Mitarbeiterin. „Sie wollen leben wie die Weißen, und das haben, was die Weißen haben. Doch das bedeutet eben Arbeit – viel Arbeit“. Zu den morgentlichen Pflichten der San zählen Arbeiten auf dem Feld oder in dem auf dem Gelände angelegten Garten. Als Gegenleistung bekommen die Buschleute einmal wöchentlich Nahrung, die zum Teil selbst angebaut wird – beispielsweise Hirse, Trockenbohnen, Gemüse oder Milch. Der Rest wird mit Spendengeldern angekauft. Am Nachmittag sollen die San traditionelle und neu erlernte Handarbeiten anfertigen, die in Namibia und den Dritte-Welt-Läden in Europa verkauft werden. Das eingenommene Geld steht den San zur freien Verfügung.

„Wir wissen“, sagt Beate Mais-Rische, „dass es unmöglich ist, diese Leute, die seit ihrem Bestehen im Gruppendenken und gemeinsamen Tun verwurzelt waren, über Nacht in eine moderne Gesellschaft aufzunehmen“. Deswegen liegt das Hauptaugenmerk der Stiftung auf der schulischen Ausbildung der Kinder. 1993 wurde in Ombili eine Schule mit angrenzenden Wohnungen für die Lehrer und die anderen Mitarbeiter gebaut. „Man kann eigentlich nur bei den Kindern anfangen“, erklärt mir Beate Mais-Rische. „Es geht nur über den Bildungsweg, dass der Buschmann eines Tages mal eine bessere Stellung in Namibia einnehmen kann“. Der Buschmann-Experte Reinhard Friedrich, der die San-Projekte in der Region koordiniert, fügt hinzu: „Durch die Schulbildung wollen wir erreichen, dass sich diese Menschen eines Tages einmal selbst vertreten können, in der Welt, in der wir heute leben“.

Fast alle Buschmann-Kinder in der Ombili-Stiftung, die im schulpflichtigen Alter sind, werden hier unterrichtet. Allein das ist schon ein Erfolg. Denn landesweit liegt der Anteil der Buschmann-Kinder, die zur Schule gehen, deutlich niedriger als der von Kindern anderer ethnischer Gruppen. Doch auch

wenn die Kinder den Unterricht mögen, stößt seine Durchführung auf viele Schwierigkeiten – ähnlich wie in anderen Farmschulen. „Im Prinzip ist es den Eltern egal, ob die Kinder zur Schule gehen. Sie sind ja auch nicht zur Schule gegangen“, sagt Nora Brandt, eine der Lehrerinnen in Ombili. Um auch die Eltern mit der neuen Erfahrungswelt der Kinder zu konfrontieren, werden ihnen Sprachkurse angeboten. Bisher allerdings mit wenig Erfolg; das Angebot wird kaum genutzt.

Auch die Lehrmittel, die das Bildungsministerium der Schule zur Verfügung stellt, schaffen Probleme. Denn das, was in den Schulbüchern beschrieben wird, hat nur wenig mit der Erfahrungswelt der San-Kinder zu tun. „Die Kinder in den Städten kennen Ampeln, Uhren und so was. Hier ist das anders. Hier haben die Kinder so etwas noch nie gesehen“.

Das größte Problem, das die Ombili-Schule hat, ist die Kommunikation: Erst vor kurzem wurden die verschiedenen Sprachen der San schriftlich erfasst, so dass man immer noch dabei ist, diese umzusetzen und Unterrichtsmaterialien zu entwickeln. „Der muttersprachliche Unterricht ist in Ombili nicht möglich“, erklärt mir Nora Brandt. Schließlich kannten die Buschleute bisher überhaupt keine Schulausbildung; nur die wenigsten können lesen und schreiben. „Und so haben wir hier keine Buschmann-Lehrer, keine San-Lehrer. Wir haben auch keine Weißen, die diese Sprache beherrschen, um den Kindern in ihrer Muttersprache Unterricht zu erteilen. Die fangen also in der Vorschule schon mit einer fremden Sprache an“. Ab der ersten Klasse also müssen die Buschmannkinder in zwei Fremdsprachen – Englisch und Afrikaans – lesen, rechnen und schreiben lernen. „Da erwarten wir von diesen Kindern einfach Umögliches“, sagt Beate Mais-Rische. Um den Einstieg etwas zu erleichtern, wird in Ombili teilweise mit Übersetzern gearbeitet, die den Kindern erklären, was die Lehrer überhaupt von ihnen wollen.

Beate Mais-Rische hofft, dass die Kinder durch die Ausbildung eines Tages sesshaft werden – und nicht wie ihre Eltern regelmäßig in den Busch zurückgehen. „Nur so werden sie eine bessere Zukunft haben“. Doch noch ist es schwierig, die Buschleute an die neue Lebensweise zu gewöhnen. Noch zu fest sitzen alte Wurzeln und Traditionen, erklärt mir Nora Brandt. „Wenn es geregnet hat, ist die Schule auf einmal leer. Dann gehen die Eltern in den Busch und nehmen die Kinder mit. Nach einer Weile kommen sie wieder und wollen zurück in die Schule. Dann haben sie aber ein Vierteljahr verpasst, und wir müssen sie ein ganzes Schuljahr zurücksetzen. Und so kommen sie nicht weiter“.

Schule alleine reicht nicht

Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe. Schon von weitem erkennt man sie, ebenso wie die roten Dächer der anderen Gebäude. Das, was auf den ersten Blick aussieht wie ein ganzes Dorf, ist in Wirklichkeit eine der größten Farmschulen Namibias: Baumgartsbrunn, eine der ersten Schulen dieser Art im ehemaligen Südwestafrika. Knapp 40 Kilometer außerhalb von Windhuk liegt sie, am Rande des Khomas-Hochlandes. Auf dem Schulgelände stehen über 80 Häuser: Klassenzimmer, Schülerheime, Lehrwerkstätten und ein kleines Krankenhaus.

Initiator und Betreiber von Baumgartsbrunn ist ein Deutscher, Helmut Bleks. Ich treffe ihn in seinem großen Büro auf dem Schulgelände. Seine fast 80 Jahre sieht man ihm nicht an. Im Gegenteil: Noch immer, so scheint es, steckt er voller Tatendrang und Energie. Helmut Bleks erinnert sich gerne an das, was er in den letzten 30 Jahren auf die Beine gestellt hat. Einige der Geschichten, die er erzählt, kenne ich schon aus Zeitungsberichten. Interessant sind sie allemal.

Früher war Helmut Bleks erfolgreicher Manager eines großen Industrieunternehmens in Bochum. Nach einem Herzinfarkt stieg er aus seinem Berufsleben aus und ging mit seiner Frau nach Namibia. Hier kauften die beiden ein Farmgelände. Bald bemerkte Bleks, dass die Arbeiter seiner Farm weder lesen noch schreiben konnten. Da es in der Nähe keine Schule gab, so seine Befürchtung, würden wohl auch die Kinder der Farmarbeiter Analphabeten und somit ohne große berufliche Perspektive bleiben. Der Gedanke, eine Schule direkt auf seinem Farmgrundstück zu bauen, entstand. „Das war keine Idee, das war eine Notwendigkeit“, sagt Bleks heute. „Wir haben ja hier auf dem Land keine Schulen gehabt. Es fehlte ja an allem. Zunächst war da die Notwendigkeit, dass sie lesen und schreiben lernten. Und es war ja nicht einzusehen, dass die Kinder hier, 35 Kilometer von der Hauptstadt Windhoek entfernt, in der Wildnis leben“.

1973 kam der erste Lehrer. Er unterrichtete die ersten 20 Kinder im Schatten eines Baumes. Eine Tafel gab es nicht, die Kinder schrieben mit Stöcken in den Sand. Im nächsten Jahr wurden zwei richtige Klassen gebaut und zwei weitere Lehrer angestellt. Heute gibt es 30 Lehrer in Baumgartsbrunn und mehr als 500 Schüler.

Doch nicht die Größe macht Baumgartsbrunn zu einer ganz besonderen Bildungseinrichtung, sondern die Tatsache, dass die Lernmöglichkeiten hier über die sonst an Farmschulen übliche Grundschulausbildung hinausgehen. Gegenüber der Grundschule baute Bleks eine zweite Bildungsinstitution auf: Das „Institute for Home Science and Agriculture“. 1991 gegründet, bietet die Schule heute 40 bis 50 jungen Frauen die Möglichkeit, einen Beruf im Hotelfach, in der Landwirtschaft oder in der Sozialpflege zu erlernen. Zu den angebotenen Unterrichtsfächern zählen Hand- und Gartenarbeiten, Maschinenschreiben, Buchführung, Servieren, Backen oder Weben. In diesem Jahr will Bleks zusätzlich

einen Buchbinderkurs anbieten. Die Ausbildung dauert zwei Jahre. Im ersten Jahr belegen die Schülerinnen alle Unterrichtsfächer. Im zweiten erfolgt eine Spezialisierung auf ausgewählte Fächer. Den Abschluss bildet ein sechswöchiges Praktikum.

Auf die Haushaltsschule ist Helmut Bleks besonders stolz. Nicht ohne Grund. Denn seine Initiative füllt eine Lücke im Ausbildungssystem Namibias. „Ich bin der Meinung, dass wir nicht nur akademische Schulen haben dürfen – gerade in diesem Land. Sondern wir brauchen viel mehr Berufsschulen. Die Folgen sehen wir doch jetzt: Wenn sie einen guten Fachmann brauchen, wird er nicht da sein, wenn die Fabriken gute Fachleute brauchen, sind nicht genügend da“. Qualifizierte, berufsbezogene Ausbildung gibt es in Namibia bisher kaum. Die Regierung hat sich zwar ein duales System der Berufsschulbildung nach deutschem Vorbild zum Ziel gesetzt – doch dafür fehlen die finanziellen Mittel. Und so sind technische Schulen, Berufsschulen und selbst Lehrstellen immer noch Mangelware. Stattdessen werden an den herkömmlichen Schulen nach dem 9. Schuljahr praktische Fächer gelehrt. Außerdem beschränkt sich die Fachausbildung in Namibia bisher meist nur auf männliche Jugendliche. Auch hier setzt Bleks neue Maßstäbe. „Wenn ich Ihnen sage, dass die Ausgebildeten alle wegkommen, dann ist das nicht zu glauben, wenn man bedenkt, wie hoch die Arbeitslosenquote hier ist. Daraus kann man doch schließen, dass wir viel weniger Arbeitslose hier hätten, wenn mehr Menschen ausgebildet würden“. Obwohl pro Jahr viermal so viele Schulabgänger auf den Arbeitsmarkt drängen wie neue Arbeitsplätze vorhanden sind, haben bisher alle Absolventinnen der Haushaltsschule problemlos eine Stelle gefunden. Und so ist es auch kein Wunder, dass sich in jedem Jahr etwa 700 bis 800 junge Namibierinnen für die Schule bewerben, obwohl sie nur insgesamt 50 Plätze anbieten kann.

Für die Finanzierung seiner Projekte gründete Helmut Bleks eine Stiftung, die vor allem aus Deutschland unterstützt wird. Das Bonner Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit beispielsweise, gibt große Zuschüsse zu Bleks Bauprojekten. Andere Hilfe aus Deutschland kommt von gemeinnützigen Institutionen, Kirchen, Firmen oder Privatpersonen. Inzwischen ist das Land Nordrhein-Westfalen zu seinem wichtigsten Förderer geworden: Die Staatskanzlei in Düsseldorf unterstützt die Haushaltsschule Baumgartsbrunn mit jährlich etwa 70.000 Mark für die Ausbildung von 20 Personen im Hotel- und Tourismusbereich. Damit deckt das Land Nordrhein-Westfalen mehr als die Hälfte der jährlichen Betriebskosten von 120.000 DM. Der andere Teil wird vom SOS-Kinderdorf-International getragen.

Das Land Nordrhein-Westfalen half Bleks damit aus einer Bredouille: Denn nachdem andere Förderer, vor allem die Konrad-Adenauer-Stiftung, 1994 die Zusammenarbeit aufkündigten, musste die Haushaltsschule für

kurze Zeit geschlossen werden – bis Bleks in der Staatskanzlei einen neuen Geldgeber fand. Der Grund dafür, dass ihm gleich mehrfach potentielle Geldgeber den Rücken zuehrten, soll nicht allein in der sich verschlechternden Finanzlage der Stiftungen gelegen haben, erfahre ich von ehemaligen Mitarbeitern und Förderern. Bleks Finanzgebahren sei äußerst undurchsichtig gewesen, höre ich. So soll ein als Krankenhaus ausgewiesenes Gebäude, vorrangig durch Privatspenden aus Deutschland finanziert, heute als Wohnhaus für die Lehrkräfte dienen – und auch schon vor dem Bau als solches geplant gewesen sein. Bei meinem Besuch finde ich tatsächlich weitgehend leere Räume vor. Von einem Arzt ist nichts zu sehen. Er wäre wohl für die Farmschule auch zu kostspielig.

Den Unterhalt und den Ausbau der Haushaltsschule nennt Bleks heute seine wichtigste Aufgabe. Für dieses Jahr hat er sich deshalb noch einmal viel vorgenommen: Auf einer anderen Farm, im Norden des Landes am Huab-Revier, soll eine zweite Haushaltsschule nach dem Vorbild Baumgartsbrunn entstehen. Das Farmgelände gehört einem anderen Deutschen, Kurt Bellwinkel. Der Hamburger ist seit Anfang 1999 permanent in Namibia. Schon 1992 kaufte er sich die Farm ganz in der Nähe der berühmten Huab-Lodge, an der er sich zwei Jahre später beteiligte. Zusammen mit den anderen Besitzern gründete er ein privates Naturschutzgebiet. Dort soll nun die neue Schule entstehen. Auf die Idee kam Kurt Bellwinkel nach einem Besuch in Baumgartsbrunn: „Als ich gesehen habe, wie viele gerade junge Leute keine Ausbildung haben und auf Hilfsjobs angewiesen sind, aber relativ einfach eine gute Ausbildung haben können – durch solche Schulen und mit Hilfe privater Initiative – hat mich das motiviert, etwas zu tun. Und der Staat alleine kann solche Aufgaben nicht bewältigen“. Das Geld für die Schule sammelt Bellwinkel vor allem in Deutschland. „Es ist relativ einfach, die nötigen Gelder in Deutschland aufzubringen. Zumindest für kleinere Projekte, bei denen das Geld direkt ankommt“. Noch in diesem Jahr soll der Schulbetrieb aufgenommen werden. Er hofft, dann zumindest ein paar jungen Menschen helfen zu können: „In jedem Beruf arbeiten doch bisher nur Angelernte, selbst eine halbwegs qualifizierte Ausbildung gibt es nicht. Mit einer Ausbildung kann der Betreffende mehr Geld verdienen, besser für seine Familie sorgen – aber auch bessere Qualität liefern“.

Doch so gut wie die Absichten der Farmer auch sein mögen: Eine Farmschule wie Baumgartsbrunn zeigt auch die Probleme, die mit der halbprivaten Schulausbildung in Namibia verbunden sind. Die Schulen leben von der Eigeninitiative der Farmer, auf deren Grund sie stehen. „Es ist schon so, dass es vom Farmer abhängt, wie er eine solche Farmschule führt, wie viel Interesse er daran hat, dass die Kinder, die dort aufwachsen, eine gute Schulausbildung genießen können, so dass sie später mal aus diesem Milieu entfliehen und weiterkommen kön-

nen“, erklärt Dieter Esslinger vom „Ministry of Basic Education“. „Meistens“, so höre ich von einem Mitarbeiter der Hanns-Seidel Stiftung in Namibia, „betreiben Leute die Farmschulen, die eigentlich keine Ahnung davon haben. Doch das Bildungswesen hat eigene Gesetze, die eingehalten werden müssen. Die besten Farmschulen sind die, wo die Farmer intensiv mit der Farmschule mitgehen, wo die Farmer die Schule unterstützen“, meint Dieter Esslinger. Doch auch er weiß: Zu viel Einsatz für die Schule kann der Entwicklung der gesamten Einrichtung im Wege stehen. Denn obwohl die Gründer der Farmschulen meist keine pädagogische Ausbildung haben, bringen sie sich oft sehr stark ein, wenn es um die Inhalte der Schulausbildung geht. So ist das Fach Deutsch obligatorisch in Baumgartsbrunn. „Das ist eines der Fächer, die in den Schulen, die ich zu verantworten habe, täglich gelehrt werden muss“, so die Ansicht von Helmut Bleks. Auch von anderen Farmschulen hört man, dass die kulturellen und religiösen Ursprünge der Kinder kaum gepflegt werden. Stattdessen werden mit Nachdruck eigene Werte vermittelt. So werden beispielsweise die Kinder in Otjikondo im Unterricht nur mit der christlichen Religion vertraut gemacht. Ihre religiösen Wurzeln werden kaum berücksichtigt, bemängelt eine ehemalige Mitarbeiterin. Durch die starke Präsenz des Farmers kommt es häufig zu Konfliktpunkten, weiß Dieter Esslinger: „Wir müssen immer wieder intervenieren, weil es zwischen dem Farmer und dem Schulleiter zu Spannungen kommt“. Farmer Helmut Bleks hat schon mehrfach Lehrer, wie er es nennt „entlassen“ – obwohl die Oberaufsicht an den Farmschulen eigentlich Sache des Staates ist. Anderes Lehrpersonal soll, so hört man von ehemaligen Mitarbeitern und Förderern von Baumgartsbrunn, entnervt die Schule verlassen haben. Zu stark sei der Druck gewesen, eigene Ideen seien nicht gefördert, sondern untergraben worden. Einmal brachten sogar die Schüler ihren Unmut über die angeblich schlechten Bedingungen in der Farmschule, in einem Protestmarsch in das 40 Kilometer entfernte Windhuk zum Ausdruck.

Einsatz und Hingabe der Farmer für die Schule kann das Gegenteil von dem bewirken, was sie beabsichtigen, meint ein Mitarbeiter der Hanns-Seidel-Stiftung. „Denn viele Farmschulen haben keine Zukunft, weil sie zu stark auf die Person des Farmers konzentriert sind“. Auch auf Baumgartsbrunn trifft diese Einschätzung zu. Denn trotz seiner fast 80 Jahre lässt sich Farmer Bleks nach wie vor keine Entscheidung, die die Schule betrifft, aus der Hand nehmen. Und ein Nachfolger ist nicht in Sicht.

„Die Reichen sind reicher, die Armen ärmer geworden“

Dies sagt Ben Ulenga, Vorsitzender der neuen Oppositionspartei „Congress of Democrats“. Tatsächlich trägt Namibias Gesellschaftsstruktur noch immer

Züge der kolonialen Hinterlassenschaften, die mit der formalen Unabhängigkeit Anfang der 90er Jahre keineswegs von heute auf morgen verschwunden sind.

Gerade mal 1,8 Millionen Menschen leben in Namibia. Das Land, das doppelt so groß ist wie die Bundesrepublik, ist damit eines der am dünnsten besiedelten Gebiete Afrikas. Trotzdem gibt es Ballungsräume, vor allem in den nördlichen Landesteilen. Hier leben 60 Prozent der Bevölkerung. Die meisten von ihnen fernab von Straßen, Strom- und Wasseranschluss. Strogedeckte Rundhütten, umgeben von Holzumzäunungen aus Stecken und Hölzern, bestimmen das Bild. Dazwischen spärliche Viehzucht auf kargen, sandigen Böden, überweidet und zusätzlich belastet von der anhaltenden Trockenheit. Dagegen konzentriert sich die weiße Bevölkerung auf die Zentralregion um Windhuk, die Küstenstädte und die südlichen Landesteile.

Auch wirtschaftlich prallen zwei Welten aufeinander: Auf der einen Seite der exportierende Bergbau und die kommerzielle, auf die Ausfuhr von Rindfleisch und Karakulfellen spezialisierte Agrarwirtschaft. Im Schnitt erwirtschaften sie zusammen etwa 30 Prozent des Bruttoinlandsprodukts und 80 Prozent der Exporterlöse – wobei der weitaus größere Teil vom Bergbau beigesteuert wird. Dem gegenüber steht auf der anderen Seite die Subsistenzwirtschaft der schwarzen Bevölkerungsmehrheit im Norden. Sie hat zwar nur einen Anteil von 1,5 Prozent am Bruttoinlandsprodukt, ernährt jedoch rund 50 Prozent der Einwohner Namibias.

Dementsprechend eklatant sind die Einkommensunterschiede: Das Land, das, aus Sicht der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, als eines der reichsten Länder Afrikas südlich der Sahara gilt, hat eine der unregelmäßigsten Einkommensverteilungen weltweit. Rund 10% der Bevölkerung erhalten 65 % des Volkseinkommens. Ein deutschsprachiger Haushalt konsumiert beispielsweise zwanzigmal mehr als ein khoisansprachiger Haushalt. Solche Konstellationen bergen natürlich jede Menge sozialen Zündstoff. Denn die Privilegierung der weißen Bevölkerungsminderheit ist auch weiterhin deutlich sichtbar. Da das Einkommen dieser Bevölkerungsgruppe aufgrund der Versöhnungspolitik auch in Zukunft weitgehend unangetastet bleiben soll, könnte nur ein Zuwachs der Staatseinnahmen dazu beitragen, dass durch Umverteilung von oben mehr soziale Gerechtigkeit entsteht. „Doch was kann man verteilen“, fragt der Wirtschaftsexperte Henning Melber, „wenn es nicht mehr gibt?“

Die anfällige Wirtschafts- und Einkommensstruktur hat die neue Regierung von den ehemaligen Kolonialherren geerbt. Durch die Dominanz des agrarischen, bzw. extraktiven Sektors, hatte die Wirtschaft in erster Linie Bedarf an billigen, unqualifizierten Arbeitskräften. Schulische Bildung und berufstechnische Qualifikation waren nicht gefragt. Und so leidet der Aufbau einer

weiterführenden Industrie vor allem unter dem Mangel an einheimischen Fachkräften, aber auch unter der starken Konkurrenz durch südafrikanische Unternehmen und der ungünstigen geographischen Lage des Randlandes.

Eine Idee mit Zukunft

Schon lange, bevor wir ihn erreichen, zeichnet sich seine Silhouette am Horizont ab. Meine Reisebegleiter hatten Recht: Der Berg hat tatsächlich Ähnlichkeit mit dem Matterhorn. Wir sind auf dem Weg zur Spitzkoppe, dem zweithöchsten Berg Namibias. Fast majestätisch erhebt er sich aus der Flachebene der Erongoregion am Rande der Namib. Die große Spitzkoppe erreicht zwar eine Höhe von 1728 Metern, doch das Umland überragt sie gerade mal um 700 Meter. Entstanden ist der Inselberg durch Intrusion: Aus dem Erdinneren stieg Magma auf, drang aber nicht an die Erdoberfläche. Im Laufe von Millionen von Jahren wurde das Deckmaterial abgetragen, übrig blieb nur der harte Granitkern. Malerische Gesteinsformationen und die relativ üppige Vegetation, dazu gut erhaltene Felszeichnungen an den angrenzenden Pondok Mountains machen das Gebiet um die Spitzkoppe zu einem beliebten Ausflugsziel.

Noch interessanter als die schöne Natur sind für mich aber die Menschen, die hier zu Hause sind. Die Damaras, die in der kargen Wildnis recht kümmerlich von Ziegenhaltung und dem sporadischen Verkauf von Halbedelsteinen leben, haben hier eine der ersten Tourismusinitiativen der schwarzen Landbevölkerung Namibias gestartet – und eröffneten damit der ganzen Landbevölkerung Namibias einen kleinen Hoffnungsschimmer.

Die Damaras entdeckten das Potential, das die natürliche Schönheit der Spitzkoppe birgt. Motiviert durch die steigende Zahl von Touristen kamen sie auf die Idee, mit dem Tourismus etwas Geld zu verdienen. 1993 begannen sie, am Fuß der Berge Campingplätze und Grillvorrichtungen zu bauen. Sie sammelten Feuerholz und verkauften es an die Touristen. Das Gelände wurde eingezäunt, eine Rezeption mit sanitären Anlagen und einem kleinen Souvenir-Laden mit Halbedelsteinen und handgeschnitztem Holzschmuck entstand. Daneben eine Bar, wo man das nötigste zum campen bekommen kann: Trinken, Essen, Feuerholz. Das „Spitzkoppe Community Tourism Camp“ war geboren. „Wir sind stolz auf das, was wir hier aufgebaut haben. Und darauf, dass die Touristen hierherkommen, um uns zu besuchen“, erzählt mir die 21-jährige Annagret, eine der Mitarbeiterinnen des Camps. „Doch der Anfang war alles andere als leicht“, fügt sie an. „Wir haben mit doppelt so vielen Leuten angefangen, doch viele von ihnen waren nicht zu motivieren, sie wollten nicht arbeiten. Schließlich haben sie aufgegeben und sind fortgerannt. Wir

sind dageblieben“. „Gab es Hilfe von außen?“, will ich wissen. „Wir mussten erst etwas aufbauen, bevor uns jemand geholfen hat. Wir haben ganz ohne Hilfe angefangen, dann kamen die Hilfsorganisationen, um uns beizustehen. Aber das meiste haben wir selbst gemacht“.

Mitte der 90er Jahre wurde die Nicht-Regierungs-Organisation „AgriFutura“, eine Partnerorganisation der Konrad-Adenauer-Stiftung, auf die Initiative aufmerksam. Man beschloss, den Damara zu helfen. Aber nicht mit Geld, sondern mit Rat und Ausbildung. Zum Beispiel kümmert sich die Organisation um die Vermarktung der Tourismusinitiative. Mit Faltblättern versucht man, möglichst viele Touristen an die Spitzkoppe zu locken. Die Mitarbeiter des Projekts wurden in Buchführung, Öffentlichkeitsarbeit oder Reiseführung geschult. Sie arbeiten heute als Camp-Personal, Touristen-Führer und Kutscher für Fahrten mit dem Eselskarren. Camp-Arbeiter bauen neue Feuerstellen oder Toiletten und sammeln den Müll ein. So gelingt es, die Landschaft weitgehend sauber zu halten. Das die meisten Touristen nach wie vor weitgehend wild zelten müssen, findet Annagret nicht schlimm: „Die meisten Touristenattraktionen, die den Weißen gehören, bieten den ganzen Luxus und was dazugehört. Hier haben wir nur einfache Dinge, und wir werden das auch nicht ändern. Denn für uns ist das auch so eine ganz besondere Gegend. Auch die Touristen, die hierherkommen, sagen: Hier brauchen wir keinen Luxus, weil es hier so schön ist“.

Am Eingangstor muss jeder Besucher umgerechnet drei Mark Eintritt bezahlen, pro Auto kommen noch einmal drei Mark dazu. Die 16 bis 18 Projektmitarbeiter verdienen monatlich 350 N\$, umgerechnet etwas mehr als hundert Mark. Für die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung Namibias ist das ein kleines Vermögen. Der Rest der Einkünfte, monatlich bis zu 11.000 N\$, wird in neue Projekte investiert. Zum Beispiel werden zur Zeit mehrere kleine Bungalows gebaut, in denen eines Tages mal die etwas empfindlicheren Touristen schlafen sollen. Ein kleiner Lastwagen wurde angeschafft, damit die Projektmitarbeiter nicht alle Wege auf dem riesigen Gelände mit dem Eselskarren, dem Fahrrad oder zu Fuß zurücklegen müssen. Bleibt dann noch Geld übrig, fließt das an die „Community“, die Dorfgemeinschaft. Damit langfristig alle Mitglieder der Gemeinde gleichermaßen am Tourismusgeschäft verdienen können, soll eines Tages mindestens einer aus jeder Familie im Projekt mitarbeiten. Schon heute geht es der Damara-Gemeinde besser als vielen anderen, meint Annagret. „Wenn wir das Projekt nicht hätten, sähe es nicht gut aus. Viele hier sind arbeitslos. Aber so haben die meisten Familien Geld für Essen, was zum Anziehen und sind glücklich. Also es ist wirklich ein großer Vorteil für unsere „Community“.

„Community Based Tourism“ ist heute der feststehende Begriff für Tourismusinitiativen, wie die an der Spitzkoppe. Eine neue Form des Tourismus.

„Community Tourism“ ermöglicht erstmals das grundlegende Recht der Gemeinden vor Ort, aktiv am Tourismus teilzuhaben. Es sieht vor, dass die Entwicklung der Projekte nach den Vorstellungen der dort lebenden Bevölkerung, also möglichst „innengesteuert“ erfolgt. So sollen einerseits Einheimische am Geschäft beteiligt, andererseits Impulse in der Entwicklung des ländlichen Raums gegeben werden. „Namibia ist ein Tourismusland und der Tourismus ist in der hiesigen Volkswirtschaft der einzige Wachstumssektor“, erklärt mir Burkhard Dobjey, Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Namibia. „Deshalb ist es eine wichtige Aufgabe, auch die ländliche Bevölkerung an dem wachsenden Tourismus teilhaben zu lassen, damit auch sie ihren Nutzen daraus ziehen kann. Das ist die Idee des „Community Based Tourism“.

Tatsächlich hat der Tourismussektor seit der Unabhängigkeit kontinuierlich an ökonomischer Bedeutung gewonnen. Er verzeichnet jährliche Wachstumsraten zwischen 8 und 10 Prozent. Der Tourismus trägt damit entscheidend zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bei. Bereits jetzt nimmt er auf der Skala der wichtigsten Wirtschaftszweige, nach Bergbau und Landwirtschaft, den dritten Platz ein. Unter den wichtigsten Devisenquellen rangiert er nach dem Bergbau sogar schon auf Platz 2. So ist es wenig verwunderlich, dass die Förderung des Fremdenverkehrs als hochrangiges wirtschaftspolitisches Ziel der Regierung gilt. Da Tourismus als eine eher arbeitsintensive Industrie gilt, erhofft man sich die Schaffung von weiteren Arbeitsplätzen und größerem Einkommen, um so eine größtmögliche direkte Beteiligung der namibischen Gesellschaft am Wirtschaftsfaktor Tourismus zu erreichen und regionale Einkommensunterschiede auszugleichen. Doch genau da liegt das Problem.

Denn bisher wird die einheimische Bevölkerung in ländlichen Regionen nur unzureichend am Tourismus beteiligt. Bis auf wenige Ausnahmen befinden sich die touristischen Projekte und Tourismuskonzessionen in der Hand externer, meist weißer Unternehmer. Auch das eine Folge der kolonialen Strukturen. Für die Einheimischen beschränkt sich die Teilnahme am Tourismus auf wenige, schlecht bezahlte Arbeitsplätze als Kellner, Koch oder Zimmermädchen in den meist luxuriösen Tourismusbetrieben. Der Großteil der Landbevölkerung wird häufig unvorbereitet vom Tourismus überrannt, hat keine Möglichkeit, sich anzupassen und eigene Interessen zu vertreten. Deshalb wird nun der Versuch unternommen, eine breite Bevölkerungsschicht in die touristischen und wirtschaftlichen Aktivitäten des Landes einzubeziehen. Der frühere Tourismusminister Gert Hanekom: „Unglücklicherweise profitiert die ländliche Bevölkerung in vielen Fällen kaum vom Tourismus, und Touristen haben wenig Kontakt mit der lokalen Bevölkerung. Das könnte sich durch „Community Based Tourism“ ändern“.

Die Vergessenen wissen sich zu helfen

„In Namibia haben die Dorfgemeinden keinen Zugang zu Land. Wenn sie ein kleines Geschäft aufbauen, dann haben sie das Gefühl, Kontrolle über etwas zu haben, was besser ist, als nichts zu haben. Schon allein unter diesem Aspekt ist „Community Based Tourism“ wichtig“. Maxi Louis sitzt in ihrem kleinen Büro in der Liliencroner Street in Windhuk. Um sie herum ein Wust von Papieren, überall an den Wänden Bilder von verschiedenen kleinen Tourismusunternehmen, verstreut im ganzen Land. Sie zu koordinieren und zu vertreten ist die Aufgabe von Maxi Louis und ihren Leuten. Maxi ist die Geschäftsführerin der Organisation „Namibia Community Based Tourism Association“, kurz NACOBTA.

1995 kamen mehrere Gemeinden, die sich bereits im Tourismus engagierten, auf die Idee, sich selbst zu organisieren. Denn obwohl Tourismusprojekte der lokalen Bevölkerung rapide zunahmen, gab es bis dahin keinen Austausch unter ihnen, geschweige denn eine gemeinsame Interessenvertretung. NACOBTA wurde gegründet, Maxi Louis mit dem Aufbau der Organisation beauftragt. Heute arbeiten fast 10 Leute in der kleinen Zentrale in Windhuk. Sie kümmern sich um über 40 „Community-Projects“: Campingplätze, Rest Camps, Informationsstellen, traditionelle Dörfer, Open-air-Museen und Handwerksbetriebe. Auch einheimische Reiseführer werden von der Organisation vertreten. Das Geld für ihre Arbeit bekommen die NACOBTA-Mitarbeiter vor allem von der Europäischen Union, vom World Wildlife Found (WWF) und der Schwedischen Internationalen Entwicklungsgesellschaft (Sida).

Heute bekommt Maxi Louis viele Anfragen von Gemeinden, die auf dem Gemeindeland ein touristisches Projekt aufbauen wollen. Die Organisation gibt ihnen dann Hilfestellung, macht einen sogenannten „business plan“. Machbarkeitsstudien werden angefertigt, Entwicklungsstudien zum jeweiligen Gebiet und dem touristischen Umfeld erstellt. Doch die Arbeit vor Ort ist nicht immer ganz einfach, erklärt mir Maxi: „Oft stehen lokale Politiker der Entwicklung der Projekte im Weg. Außerdem fehlt es an Unterstützung des privaten Tourismussektors. Manchmal gibt es ethnische Probleme: Dann wollen Einzelne in Gemeinden, die sich aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen zusammensetzen, nur mit ihren eigenen Leuten arbeiten. Und dann die Politik: Wenn sie unterschiedlichen Parteien angehören, dann wollen sie nicht mit anderen zusammenarbeiten. Das sind Probleme, die zuletzt häufiger aufgetreten sind. Und das macht es sehr schwierig für uns“.

Da die Einheimischen meist keine Ahnung davon haben, wie sie ihren Tourismusbetrieb nach außen vertreten könne, übernimmt NACOBTA die Vermarktung der Projekte. Broschüren werden gedruckt, Anzeigen geschaltet, Hinweisschilder an den Straßen aufgestellt. Vertreter von NACOBTA prä-

sentieren ihre Produkte auf internationalen Tourismusmessen. Zudem plant die Organisation ein nationales Buchungssystem für die verschiedenen touristischen Aktivitäten der „Community Tourism Projects“. Außerdem versucht NACOBTA, wichtige Kooperationen zwischen den Gemeinden und der Regierung, dem privaten Sektor oder Entwicklungsgesellschaften herzustellen: „Meistens sind diese Leute nicht in der Lage, mit anderen zu verhandeln. Dann übernehmen wir das für sie, als Vermittler zwischen ihnen und professionellen Partnern“.

Doch das wichtigste Ziel der „Community Tourism Organisation“, erklärt mir Maxi, ist die Verbesserung der touristischen Ausbildung. „Bisher ist die Ausbildung der Mitarbeiter in fast allen Betrieben unzureichend. Die Gemeinden haben keine Erfahrung damit, wie man einen Tourismusbetrieb führt. Außerdem müssen sie verstehen: Was ist überhaupt Tourismus, und warum kommen die Touristen eigentlich hier vorbei?“ Ingrid Klein, als Direktorin der Namibian Academy for Tourism & Hospitality (NATH) die meiste Zeit mit Fremdenverkehrsausbildung beschäftigt, bestätigt das größte Manko im kommunalen Tourismus: „Die Tourismusausbildung ist äußerst wichtig. Denn wir sind abhängig vom Tourismus. Wir brauchen dringend gut ausgebildete Leute im ganzen Tourismusbereich. Und die meisten wissen eigentlich sehr wenig darüber, was Tourismus beinhaltet. Wir fangen bei null an. Viele kennen noch nicht einmal die lange Kette, die am Tourismus hängt, vom Reisebüro über die Fluggesellschaften bis zu den Hotels. Denen geht dann während der Kurse ein Licht auf, weil sie vorher die Touristen ganz anders eingeschätzt haben“. So steht, neben der Schulung touristischer Grundlagen, die Entwicklung eines touristischen Bewusstseins an erster Stelle der Ausbildung. Die Verhaltensstrukturen und Erwartungshaltungen von Touristen werden deutlich gemacht, Strategien im Umgang mit Touristen vermittelt und die Vor- und Nachteile des Tourismus aufgezeigt. Da die Einheimischen meist davon ausgehen, Tourismus bedeute schnellen Verdienst ohne entsprechende Gegenleistung, müssen unrealistische Erwartungen von den Trainern relativiert werden.

Langfristiges Ziel von NACOBTA sei nicht, erklärt mir Maxi Louis, den Tourismus in Namibia zu ändern. „Aber ich will erreichen, dass die Gemeinden am Tourismus in diesem Land beteiligt werden. Bisher wurden sie dabei vergessen. Und ich will erreichen, dass sie in Zukunft daran partizipieren. Ich habe die Hoffnung, dass die Armut in diesem Land verschwindet. Und mein größter Wunsch ist, dass jeder am Tourismus verdienen kann und es keine Armut mehr gibt. Dann bin ich glücklich“.

An der zweifelhaften Quelle

„Hello, you're welcome to fill in this form for me and pay the entrance. The entrance is 5 per person, 5 per car and 20 for the guide. You have two different options to go: The short way or the long way...“ Die junge Frau hält mir freundlich lächelnd einen Stift entgegen, nachdem sie mir die Regeln erklärt hat. Sie sitzt unter einem von Holzbalken getragenen Rieddach. Neben ihr zwei andere, junge Frauen. Eine von ihnen verkauft Halbedelsteine und Holzschmuck. Im Schatten einer kleinen Hütte gegenüber sitzen mehrere Männer und Frauen zusammen und unterhalten sich lebhaft. Eine von ihnen heißt – wie ich später erfahre – Cynthia. Sie wird mich gleich zu einer der bedeutendsten Fundstellen von Felsbildern im südlichen Afrika führen.

Ich bin in Twyfelfontein, übersetzt „zweifelhafte Quelle“. Die ältesten Felsgravuren, die man hier fand, sind vermutlich bis zu 6.000 Jahre alt. Andere sind wohl wesentlich jünger. Doch so genau weiß man das nicht, denn bisher gibt es noch keine sichere Datierungsmöglichkeit für diese in den Stein geritzten oder aufgemalten Kunstwerke. Mehr als 2.500 von ihnen findet man hier auf engstem Raum. Die häufigsten Motive sind Giraffen, Elefanten, Strauße, Zebras und Nashörner. Daneben abstrakte Menschenkörper und schwer zu entschlüsselnde Symbole.

Der Name Twyfelfontein stammt von einem Farmer, der das Land an der Quelle im Süden der Kunene-Region 1947 erwarb. Weil die Quelle aber so unzuverlässig war, verkaufte er die Farm bald wieder an den Staat, der sie den Damara als Siedlungsgebiet überließ. 1976 erwarb der Damara Elias Aro Xaogub die Farm- und Weiderechte für das seit den 60er Jahren weitgehend unbewirtschaftete Land. Da Xaogub in dieser Zeit am Bau mehrerer Lodges in der Gegend beteiligt war, hatte er Anfang der 80er Jahre die Idee, in der Nähe der Felsgravuren ein Touristencamp zu errichten. 1989 bekam er – nach mehreren vergeblichen Anläufen – als erster Schwarzer im Damaraland die Erlaubnis für den Bau.

An den Felsgravuren entstand ein Empfangs- und Parkbereich mit Picknickplätzen, Mülltonnen, sanitären Anlagen, Souvenir-Shop und eine Informationstafel mit der Geschichte und den wichtigsten Fundplätzen der Gravuren. Die ankommenden Touristen müssen sich in ein Besucherregister eintragen und bezahlen eine geringe Eintrittsgebühr. Die Gravuren dürfen sie anschließend nur mit einem einheimischen Führer besuchen.

Als Ausgangspunkt für die Erkundungen in Twyfelfontein errichtete Xaogub am linken Ufer des Aba-Huab-Trockenflusses einen Campingplatz. Im Schatten zahlreicher Akazienbäume finden sich schöne Zeltplätze, ausgestattet mit separaten Wasseranschlüssen, Steintischen, Sitzgelegenheiten und Feuerstellen. Alternativ zum Zelt kann in offenen Riedhütten, den sogenannten „bashirs“,

übernachtet werden. Im zentralen Bereich finden sich Waschgelegenheiten, Duschen, WC's, ein Grillplatz mit Kochstelle und Picknickplätze und eine Bar. Bald soll es hier sogar ein kleines Restaurant geben. Wasser wird regelmäßig aus einem Bohrloch in Tanks gepumpt und von dort über ein unterirdisches Leitungssystem zu den Zeltplätzen und den sanitären Einrichtungen geleitet.

Für den Bau erhielt Xoagub in den ersten Monaten materielle Unterstützung durch den World Wildlife Fund (WWF) und den Save-the-Rhino-Trust (SRT). Die Entwicklungsgesellschaften engagieren sich stark im Damaraland, da sie hier, zusammen mit dem nördlich gelegenen Kaokoland, das größte Potential einer touristischen Entwicklung sehen. Nach einer EU-Studie wird einer weiteren Förderung des Tourismus in dieser Region, in der übrigens auch die Spitzkoppe liegt, höchste Priorität zugewiesen.

Da seit der Eröffnung des Camps 1991 die Besucherzahl ständig anwuchs, war Xoagub bereits nach 5 Monaten in der Lage, laufende Kosten und Gehälter selbst zu tragen. Aba Huab ist inzwischen eins der profitabelsten Projekte dieser Art in Namibia. Dagegen reichen für viele andere Tourism Community Camps die Einkünfte kaum aus, um die laufenden Kosten überhaupt zu decken.

18 Leute arbeiten heute im Camp und 17 als Touristenführer an den Felsgravuren. Die meisten von ihnen stammen von Nachbarfarmen oder der 100 km entfernten Stadt Khorixas. Die jungen Leute waren vorher meist arbeitslos oder haben auf den Farmen ihrer Eltern mitgearbeitet. Die Monatsgehälter der Camp-Mitarbeiter liegen bei etwa 200 N\$, zusätzlich bekommen sie freie Mahlzeiten. Ihr Grundeinkommen liegt damit nur geringfügig unter den Gehältern, die in privaten Lodges gezahlt werden. Die meisten Touristenführer bei den Felsgravuren erhalten kein festes Gehalt, sondern bekommen eine Gebühr für jeden Rundgang. Und natürlich das Trinkgeld. „Es ist schwer, in unserer Region eine Arbeit zu finden“, sagt Cynthia, die Reiseführerin. „In meinem Ort gibt es keine andere Arbeit. Das hier ist sehr wichtig für mich, auch wenn es nur für drei Monate ist“. Die 19-jährige stammt aus Khorixas, einer trostlosen 7.000-Einwohner Stadt in der Kunene-Region. Sie hat gerade ihre Schule beendet und sucht nun nach Arbeit. Elias Aro Xoagub gab ihr die Chance, ein paar Monate in Twyfelfontein zu arbeiten. Eine alte Führerin hat ihr dann die Gravuren und Felszeichnungen erklärt, die sie jetzt wiederum den Touristen erklären soll. Nach drei Monaten muss sie wieder gehen. Dann soll der nächste die Möglichkeit bekommen, Geld zu verdienen. „Wenn ich zurückgehe“, sagt sie, „werde ich wohl wieder zu Hause bleiben müssen. Ich werde es zwar versuchen, aber ich finde keine Arbeit. Dies ist der einzige Job, den ich finden konnte“.

Doch trotz der positiven Effekte gibt es auch kritische Stimmen zu dem Projekt. Schließlich geht der Ertrag hier zunächst nur an eine einzelne Person, und nicht – wie an der Spitzkoppe – an eine ganze „Community“. Meist knüpfen lokale und internationale Hilfsorganisationen ihre Unterstützung an die Bedin-

gung, dass der Nutzen eines geplanten Projektes der gesamten Dorfgemeinschaft zugute kommt. Doch die Tatsache, dass einzelne Personen stärker von „Community-Projects“ profitieren, steht dem Ziel einer „community participation“ nicht zwingend entgegen. Denn auch von Initiativen wie in Twyfelfontein können ganze Familien leben. Außerdem interessieren sich die Gemeinden oft erst dann für den Tourismus, wenn ein Einzelner ihnen vorgemacht hat, das man damit Geld verdienen kann. Zudem ist es schwierig, so haben die Erfahrungen bei vielen ähnlichen Projekten gezeigt, die individuellen Interessen der Bewohner dorfähnlicher Gemeinden oder weit verstreuter Farmen in den Planungsprozess zu integrieren.

Bisher allerdings gehen die positiven Effekte des „Community Based Tourism“ kaum über das unmittelbare Umfeld der Projekte hinaus. Das Ziel der Regierung, eine nachhaltige wirtschaftliche und soziale Entwicklung in den ländlichen Regionen zu erreichen, ist noch weit entfernt. Doch der Tourismus in diesen Regionen ist ausbaufähig, sagt Burkhard Dobié von der Konrad-Adenauer-Stiftung: „Es gibt ein gewisses Segment von Touristen, die nicht unbedingt in Afrika nur in Herbergen der ersten Welt leben wollen. Da liegen Potentiale“. Vor allem deshalb, da „Community Tourism Projects“ Arbeitsplätze ausgerechnet dort entstehen lassen, wo sie aufgrund fehlender Infrastruktur, mangelnder Marktnähe und daraus resultierenden hohen Transportkosten, auf andere Weise nur schwerlich geschaffen werden könnten. So bietet der kommunale Tourismus in vielen Fällen – zumindest für die direkt involvierten Einheimischen – eine wirtschaftliche Alternative zur Weidewirtschaft, oder zumindest eine Ergänzung der lokalen Wirtschaftsstruktur.

Ein anderes Ziel hat die Regierung schon jetzt erreicht: Sie fördert den kommunalen Tourismus, um das ökologische Bewusstsein der lokalen Bevölkerung zu schärfen und eine entsprechende Verhaltensänderung herbeizuführen. Die Einsicht: Ohne die Partizipation der Einheimischen bleiben die Naturschutzmaßnahmen langfristig ohne Erfolg. „Tatsächlich“, sagt Maxi Louis von NACOBTA, „hat der Tourismus einen positiven Einfluss auf die Bewahrung natürlicher Ressourcen wie Natur und Tier: Da hat sich schon einiges getan: Wenn sie in den Nordwesten fahren, dann sehen sie, dass sich der Tierbestand in den letzten Jahren deutlich erhöht hat. Und zwar deshalb, weil die lokale Bevölkerung nun selbst auf diese natürlichen Ressourcen achtet“.